

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Billerstr. 6.

Nr. 20.

Samstag, 11. November 1882.

1. Jahrg.

Die Seelen-Adre.

Skizze aus dem Leben eines Einjährig-Freiwilligen.

(Schluß.)

Börner erhob sich mühsam. Die Frau Pastor schrie auf:

„Gar ein Einjährig-Freiwilliger ist es! Pfui!“
„Herr, Sie sollten sich schämen!“ weiterrte jetzt auch der Pastor los. „Ist das ein Betragen für einen Mann von Ihrem Bildungsgrade, Dienstmädchen nachzustellen, um unlautere Verhältnisse anzuknüpfen! Pfui, Sie sollten sich schämen! Ich kenne Sie sehr wohl, und Sie verdienten, daß ich Ihr wenig ehrenhaftes Betragen Ihrem Bataillonscommandeur mittheile! Pfui und abermals Pfui!“

Börner war wie vom Donner gerührt. Kein Zweifel! man verwechselte ihn mit seinem Gegner Kopro-wolski. Er öffnete den Mund, um sich zu verteidigen, aber nach dem ersten Wort schnitt ihm der erzürnte Pastor die Rede ab und schrie ihm zu:

„Hinaus aus meinem christlichen Hause!“

„Hinaus!“ schrie auch die Frau Pastor mit gellender Stimme, und im nächsten Augenblicke befand sich Börner, halb betäubt durch das, was so plötzlich auf ihn losgestürzt war, auf der Straße. Eine unsagbare Wut überkam dem Unglücklichen. —

Am nächsten Morgen stand Börner vor seiner Abteilung und instruierte im Schweiße seines Angesichts den biedereren Wasserpoladen die leidige „Theorie des Schießens.“ Wenn sein Blick aber auf Kopro-wolski fiel, überlief es ihn kalt.

Die Thür des Instruktionzimmers that sich auf und herein — trat der Hauptmann. Börner durchsuchte es wie ein elektrischer Schlag.

„Nicht! Euch!“ schrie er, „zweiundvierzig Polen, ein einjährig-freiwilliger Geseiter zur Instruktion!“ meldete er dem Compagniechef. — Dieser berührte zum Dank flüchtig den roten Mützenrand.

„Instruieren Sie ruhig weiter, ich will nur einmal sehen, wie weit Sie gekommen sind.“

Börner wurde bleich vor Schreck. Der Hauptmann prüfte die Abteilung früher, als er es ange-deutet, jedenfalls wollte er den jungen Instructeur überumpeln. Börner war so bestürzt, daß er ganz falsche Fragen stellte.

„Mensch! Seien Sie doch nicht so konfus!“ rief ihm der Hauptmann zu. „Wenn Sie den Kopf verlieren, was sollen dann diese Hannacken machen!“

Nehmen Sie doch Ihr bißchen Grips zusammen, das scheint ja hier eine nette Wirtschaft zu sein!“

Börner überwand den ersten Schreck und fragte darauf los.

Der Hauptmann hörte schweigend eine Zeit lang zu, dann stellte er selbst Fragen und schließlich übernahm er ganz und gar das Examinatorium. Börner stand daneben mehr tot als lebendig. Der Hauptmann fragte kreuz und quer, stellte Verierfragen, fragte absichtlich falsch und die Mannschaften gerieten ganz aus Rand und Band. Sie antworteten zwar, aber nach Börners Ueberzeugung den hellen Unsin. Kopro-wolski schien insbesondere seinen großen Tag zu haben, er leistete in Dummheit und Vernagelt-sein geradezu „Heroisches“ und „Uebermenschliches“.

Der Hauptmann versuchte ihm selbst in ein-dringlicher Rede den Begriff „Flugbahn“ klar zu machen, allerdings ohne jeden Erfolg.

„Ist das ein Heupferd!“ sagte er schließlich, entrüstet. Dann wendete er sich zu Börner: „Lassen Sie wegtreten! Ich danke!“ Sprach's und verließ stumm das Zimmer.

Börner stürzte sich aufs neue weiter in den Dienst — es gab Turnen und Bajonettieren — unter Aufsicht des Premier-Lieutenants, aber in seinem Kopfe wirbelte es bunt durcheinander: Wut, Verzweiflung und Schmerz.

Apathisch hörte er es, als der Feldwebel nach Beendigung des Dienstes ihm durch seine Ordnungszug sagen ließ, „daß der Einjährig-Freiwillige Börner sich mittags 12 Uhr bei Parole beim Herrn Hauptmann melden solle!“

Er ging nach Hause, kleidete sich in den Ordnungszug-Anzug, Helm und Seitengewehr und pünktlich stand er vor 12 Uhr auf dem Plage vor der im Rathause belegenen Hauptwache, allwo sich all-mittäglich das Mysterium der „Parole-Ausgabe“ vollzog. Was ihm bevorstand, er bemühte sich nicht daran zu denken. Kopro-wolskis Meldung, vielleicht eine Anzeige des Pastors und vor allem der miserable Ausfall der Instruktion, das vereinigte sich zu einem solch wunderbaren Ensemble —

„Pst, Pst!“ rief jemand hinter Börner. Er drehte sich um und erblickte den kleinen Sohn seines Stubenwirthes.

„Ein Brief ist für Sie gekommen!“ sagte der Knabe, dann steckte er ihm einen Briefumschlag zu, dessen Adresse mit Bleistift geschrieben war, und sprang davon.

Mechanisch öffnete Börner den Brief, aber er zuckte doch zusammen, als er nur die flüchtig mit Bleistift geschriebenen Worte las: „Ich vergehe vor Bangigkeit. Komm Dich sofort verteidigen. Mama ist außer sich. Papa weiß von noch nichts. Helene.“

Wenige Worte werden zur Aufklärung genügen. Helene war eine reizende, achtzehnjährige Blondine, Tochter des Steuerdirektors Konrad und „halb und halb“ die Braut des Postpraktikanten.

Noch immer starrte Börner auf die mysteriösen Zeilen.

„Börner!“ rief der Hauptmann.

Der Angerufene steckte den Brief rasch in seine hintere Rocktasche und schritt stramm auf den Hauptmann zu. Vor seinen Augen flimmerte es, in seinen Ohren brauste es. Wie im Nebel sah er vor sich den Hauptmann und neben diesem den Feldwebel mit der geöffneten Briefftasche stehen. Wie aus nebelweiter Ferne hörte er auch die Stimme des Hauptmanns:

„Ich habe heute früh eine überraschende Prüfung bei Ihrer Instruktionsabteilung abgehalten und bin aufrichtig erfreut über das Resultat. Sie haben den Leuten recht gut das Verständnis beigebracht. Ich gebe nichts darauf, daß die Mannschaften wie die Papageien notwendig gelernte Antworten ohne Verständnis herplappern können, ich verlange das Verständnis für das, was die Leute gelernt haben. Das den Mannschaften beizubringen, ist Ihnen gelungen, recht wohl gelungen. Ich nehme Veranlassung, Ihnen meine vollste Zufriedenheit mit Ihrer Dienstführung auszusprechen. Fahren Sie so fort, sorgen Sie dafür, daß die Leute noch etwas sicherer im Formulieren der Antworten werden, und wir werden uns bei der Vorinstruktion bei dem Herrn Obersten beide Ehre einlegen. Ich danke Ihnen!“

Der Hauptmann sagte grüßend an seinen Mützenrand und ging davon.

„Na, ich gratuliere Ihnen!“ sagte der Feldwebel. „Donnerwetter, so hat der Alte lange keinen gelobt. Nebenbei bemerkt, hat das Heupferd, der Koprowolski, heute früh seine Meldung zurückgezogen. Na, ich gratuliere Ihnen.“

Börner bedurfte einiger Zeit, ehe er sich so weit gefaßt hatte, um nach der Wohnung des Steuerdirektors zu gehen.

Der Empfang, der ihm zuteil wurde, war sehr kühl. Helene war nicht zu sehen, die Frau Direktor beachtete den Besucher kaum und Direktor Konrad bat Börner, ihm zu einer Unterredung unter vier Augen in sein Zimmer zu folgen.

Die Frau Pastor hatte die Frau Steuerdirektor auf dem Wochenmarke früh getroffen und ihr natürlich die neueste Schändlichkeit von Börners Dienstmädchenliebschaften mitgeteilt. Man denke an die Folgen dieser Mitteilung!

Nur kurze Zeit war Börner in dem Zimmer des Direktors, als dieser in ein dröhnendes Gelächter ausbrach. Je gewaltiger das Lachen anschwellte, desto mehr sank die Schmerzenslast von dem bange Herzen des weinenden Helendens.

Börner gab natürlich bündige, durch sein Ehrenwort bekräftigte Erklärungen, welche zur Folge hatten,

daß er zu Tische behalten wurde und die Frau Direktor ihn um Entschuldigung bat. Helene gestand ihm, als sie einen Augenblick allein waren, daß sie nicht einen Augenblick den Glauben an ihn verloren habe.

Als Börner nachmittags halb berauscht vor Glück und Seligkeit nach der Kaserne kam, traf er Koprowolski. Er hielt ihn fest und schenkte ihm ein Fünfmarsstück.

Koprowolski betrachtete erst das Geld, dann den Spender und dann sagte er treuherzig die demwürdigen Worte:

„Können Sie jetzt immer mich hauen, Herr Einjähriges.“

Oskar Klausmann (im Berl. Tagebl.)

Eine Ehrenrettung.

Ueber einen „Bielverleumdeten“ lesen wir im D. M.-Bl. aus der Feder A. D. Klausmanns folgende Plauderei:

Vorgestern Abend gegen 7 Uhr klopfte es an meine Wohnung — in der Nähe des Tiergartens — und das Mädchen meldete mir: „Ein Herr wünscht mich zu sprechen.“ Im Salon fand ich einen Herrn in den besten Jahren in grauem modischen Anzuge, mit Altiren, wie sie der Mann von Welt besitzt, und einer Sicherheit des Auftretens, welche die gesellschaftliche Routine verrät. Er blickte sehr ernst drein, und es schien mir, als lagere eine gewisse Schwermut auf seinen energisch geschnittenen Zügen.

Er erklärte, er käme, um mich um einen Gefallen zu bitten. Ich ersuchte ihn, Platz zu nehmen und mir zu sagen, womit ich ihm gefällig sein könnte. Er blickte einen Augenblick lang zu Boden, als wolle er seine Gedanken sammeln, dann begann er in ziemlich entrüstetem Tone:

„Ich stehe in der Doffentlichkeit und muß mir eine Kritik gefallen lassen, auch wenn sie mir nicht angenehm ist. Wer sich in die Doffentlichkeit hinausstellt, sei es auch unfreiwillig, hat die Pflicht, sich kritisieren zu lassen!“

Da mich mein Besucher fragend ansah und eine Pause machte, hielt ich es für notwendig, ihm durch ein Kopfnicken zu verstehen zu geben, daß ich seiner Ansicht beipflichtete. Außerdem diagnostizierte ich, einen Schauspielers vor mir zu haben.

„Aber auch die Kritik hat ihre Grenzen,“ fuhr mein Besuch fort, „und wenn Sie dieselben überschreitet, hat der Geschädigte das Recht, zu remonstrieren. Das ist wohl auch Ihre Ansicht?“

Ich erklärte, das sei auch meine Meinung, trotzdem ich kein Freund des jetzt modern gewordenen Antikritischerens sei und auch nicht glaube, daß diese Antikritik irgend welchen praktischen Zweck habe.

„Das glaube ich auch nicht. In der That liegt mir nichts ferner, als ein Kritik der Kritik, ich will nur gegen Verleumdungen protestieren, die man mir nachsagt, grundlose elende Verleumdungen, die von Schwägern und elenden Skribenten — die Anwesenden sind stets ausgenommen — (ich verbeugte mich

(dankend) — nachgeplappert und nachgebetet werden, weil jene Leute teils zu horniirt und teils zu denksfaul sind, um die Grundlosigkeit jener Verleumdungen einzusehen. O, was habe ich gelitten von Jungen und Alten, von Klugen und Dummen, von Prosaislern und lyrischen Dichtern! Haben Sie eine Ahnung davon, was das bedeutet: lyrischer Dichter?"

Ich bejahte diese Frage und setzte noch hinzu, es seien mir einige lyrische Dichter persönlich bekannt, die ich für ganz fürchterliche und gefährliche Menschen hielte. Ich diagnostizierte jetzt, mein Besuch sei der Redacteur eines Blattes, welches unter unbrauchbaren Einsendungen jüngerer oder älterer „Dichter“ eide.

„Gegen mich hat sich alles verschworen, wir sind alle feindlich! Weshalb? Ich weiß es nicht! Dichter und Schriftsteller, Zeichner und Maler sind gegen mich verschworen. Ja, selbst die deutschen Buchhändler und Verleger muß ich anklagen!“

Ich zuckte vielsagend die Schultern und bemerkte, daß nach meiner Ansicht schon mancher Schriftsteller mit manchem Verleger mancherlei Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten gehabt habe. Natürlich hielt ich meinen Besuch nach seinen letzten Äußerungen für einen Schriftsteller. Er fuhr fort:

„Gegen alle diese unmotivierten, perfiden Angriffe, welche mir in der Deffentlichkeit und von der Deffentlichkeit angethan werden, gibt es nach meiner Ueberzeugung kein anderes Mittel, als wiederum die Waffen der Deffentlichkeit, und diese will ich jetzt ergreifen!“

Ich bemerkte dem Besucher gegenüber, daß ich ihn vollständig verstünde, daß ich aber die Zeit nicht für angethan dazu hielte, eine neue Zeitung zu gründen.

Mein Besucher schien sehr erstaunt und erklärte, er denke gar nicht daran, eine Zeitung zu gründen.

Darauf konnte er nicht umhin, meiner Verwunderung Ausdruck zu geben darüber, daß der Fremde eine solche Gründung nicht beabsichtige, denn so viel mir bekaunt, würde jetzt von den meisten Menschen, die dreitausend Mark und darunter besäßen, der Versuch gemacht, eine Zeitung acht bis zehn Tage lang herauszugeben. Ich fragte darauf meinen Besucher, was er denn eigentlich von mir wolle, und mit wem ich denn die Ehre hätte, mich so interessant zu unterhalten.

„Ich bin der Herbst!“ sagte mein Besucher mit unbeschreiblicher Wehmuth. „Ich weiß mir nicht anders mehr zu helfen, als daß ich mich an Euch Zeitungsschreiber um Hilfe wende. Ich will Ihnen in Kürze mittheilen, woran mir vor allem liegt. Wenn mir ungeredete Tadler meine Rücksichtslosigkeit, Rauheit, ungestümen Wechsel und Unbeständigkeit vorwerfen, so muß ich mich damit trösten, daß ich nach ewigen Gesetzen nicht anders kann, und daß jene Leute es auch nicht anders können, weil sie es nicht besser verstehen. Empören aber muß ich mich, wenn man mich in Bild und Wort, in Lied und Schrift zu einer Art brutalen Totengräbers macht, der halb aus Sentimentalität und halb aus Wollust zusammengesetzt ist und alles Leben mit Wollust ertötet. Empören muß ich mich, wenn ich sehe, wie man meine Stellung in der Natur verkennt. Ich

repräsentiere das heitere gereifte Mannesalter, das die Sonnenglut jugendlicher Leidenschaft abgelegt hat und in voller Kraft, aber auch mit vollem Bewußtsein die Fülle seiner Kraft aufwendet, um noch Gutes zu schaffen (ich erinnere nur an den Wein) und sich der unvermeidlichen Auflösung des Todes, die der Winter bringt, entgegenzustemmen. Was haben aber Eure sentimentalen Backfische und pessimistischen Lyriker aus mir gemacht? Einen eklen melancholischen, dem Grabe zuwankenden Gesellen, der, siech und krank, dennoch alles Leben, das er erreichen kann, ertötet, jeden Grasshalm knickt, und dessen Signatur das fade Wortgeklingel versinnbildlichen soll: „Das Laub fällt von den Bäumen, die Natur stirbt!“ Beim Adler des Zeus, wenn diese Gesellen nur einmal in den Tiergarten kämen, ich wollte ihnen zeigen, wie kräftig ich noch zausen kann, und daß ich noch lange Zeit nicht ans Sterben denke! Aber dieses Volk scheut jedes Lüftchen, und ihre „Herbstbilder“ und „Herbststimmungen“ concipieren sie nicht in der Natur, sondern in der dumpfen Stube; daher aller Unverstand und alle Verleumdung!“ Sprach und verließ sehr entrüstet meine Wohnung.

Ich aber schrieb das nieder zu freundlicher Beachtung für alle, die es angeht.

Der Brautlauf.*)

Von Albert Brivius.

Die verwitwete Marquise von Berrson war im Jahre 184* unstreitig eine der schönsten Frauen in Paris. Ein weißes, feines Gesicht mit einem leichten Anflug von Röthe, große dunkle Augen voll brennender Glut und das schönste schwarze Haar, schwärzer als Ebenholz, das sie in langen Locken trug, welche gekräuselt auf ihren blendend weißen, vollen Nacken fielen, machten sie ebenso bewunderungswürdig wie bezaubernd. Deshalb konnte es auch nicht fehlen, daß sich bald ein Heer von Anbetern um sie scharte, welche die „Göttin“, wie sie dieselbe nannten, zu erobern hofften, um so mehr, da sie von ihrem verstorbenen Gatten ein ungeheures Vermögen geerbt hatte. Aber die Marquise schien nicht gesonnen zu sein, einen der vielen schönen Kavaliere, welche sich um sie drängten, mit dem Namen Gemahl zu beglücken. Sie war von ihrer Schönheit eingenommen, unbeschreiblich, stolz und kokett, was einige ihrer Anbeter, die verständig und klug waren, bald bemerkten und sich, anstatt um ihre Hand noch ferner zu bewerben, zurückzogen. Trotzdem blieben ihr noch immer lebenswürdige Männer genug, womit sie nach Herzenslust kokettieren konnte, und sie that dies um so lieber, da sie sich gestand, bisher unter denselben noch keinen gefunden zu haben, der Eindruck auf ihr Herz gemacht hätte.

Eines Tages wurde ihr ein junger Mann vorgestellt, welcher selbst reich, unabhängig und lebenswürdig, aus Spanien nach Paris gekommen war, um die Weltstadt mit ihren Freuden und Vergnügungen kennen zu lernen. Er mochte fünfund-

*) Nachdruck verboten.

zwanzig Jahre zählen, war groß und schlank gebaut und hatte ein schönes, von der Glut der spanischen Sonne gebräuntes Gesicht. Die Marquise fühlte bei seinem ersten Anblick ein süßes Etwas, das ihr das Herz zusammen schnürte, und ehe ein paar Monate verflossen waren, mußte sie sich gestehen, daß sie den Spanier liebe. Dieser, von den Reizen der schönen Frau hingerissen, liebte sie bald mit der Glut und der Leidenschaft, welche den Südländer charakterisiert. Er bat um ihre Hand und wurde — abgewiesen. Voll Verzweiflung verließ er Paris und reiste nach London. Hier zog er sich von allen Vergnügungen zurück und führte ein stilles, einförmiges Leben; er konnte die Marquise nicht vergessen; ein unbeschreiblicher Gram bemächtigte sich seiner und zugleich die Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen. Bald befand er sich wieder in Paris und fand die Marquise schöner denn je, nur schien sie blässer geworden zu sein. Er besuchte sie und bemerkte, daß die Marquise während einer längeren Unterredung mit ihm abwechselnd erröte und erbleichte. Ja, gegen das Ende der Unterhaltung hatte ihm die Dame unzweideutige Beweise ihrer Liebe gegeben, und er schied mit dem Versprechen, sie den andern Tag zu besuchen. Um drei Uhr nachmittags war er bei ihr. Ein glänzender Kreis von Cavalieren umgab sie, wie gewöhnlich. Man war im Park der Marquise; die Unterhaltung war allgemein und lebhaft.

Eine Stockung trat ein, als die Marquise ein Kästchen, glitzernd von den kostbarsten Diamanten, vom Tische nahm und es lächelnd zeigte.

Dann, als sie sah, daß alle Blicke auf sie geheftet waren, öffnete sie dasselbe und zog eine Pistole hervor, woran an einer kleinen goldenen Kette ein Medaillon hing; dasselbe war nicht größer als ein Fünffrancsstück.

„Meine Herren,“ sagte sie laut, „heute will ich Euere Treue und Euere heiße Liebe, die Euch schwören läßt, für mich sich töten zu lassen, prüfen. Wer sich auf fünfzehn Schritte Entfernung von mir das Medaillon aus der Hand schießen läßt, soll mein Gemahl werden.“

Bei den letzten Worten warf sie einen Blick verzehrender Glut auf den Spanier, welcher plötzlich erbleichte.

Einige der Herren lächelten, andere traten still zurück und wieder andere glaubten an einen Scherz. Aber die Marquise blieb bei ihrer Forderung und fing an zu spötteln, als sie sah, daß niemand es wagen wollte.

Plötzlich trat der Spanier vor und bat um die Gunst; sie wurde ihm bewilligt.

Die Marquise löste das Medaillon von der Kette und gab es ihm; dann zeigte sie ihm seine Stellung und stellte sich genau abgemessen fünfzehn Schritte ihm gegenüber.

Die Anwesenden, noch immer an einen Scherz glaubend und mit der Koketterie der Marquise bekannt, wähten, daß dieselbe in die Luft feuere und dann die ganze Geschichte als eine allerliebste Affaire betrachten würde; sie traten lächelnd und voller Erwartung zur Seite. Der Spanier, obgleich

todesbleich, hielt das Medaillon mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe. Unbeweglich stehend und seine Augen fest auf die Marquise gerichtet, glich er einer der Marmorstatuen des Parks.

Er hatte seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen; ohne die Marquise war ihm das Leben nichts. —

Die Marquise hob langsam die Pistole — — sie zielte ein — zwei — drei Sekunden — und drückte ab. — — Das Medaillon war getroffen worden; in Stücken lag es auf der Erde.

Alle eilten jubelnd und glückwünschend auf den Spanier zu. Doch dieser wurde noch bleicher, als er vorher war, und fiel lautlos nieder.

Als man ihn aufhob, war er tot. Die Marquise mußte zu Bett gebracht werden und verfiel in ein heftiges Fieber.

Ein halbes Jahr später sprach ganz Paris über die kokette Marquise Perron, welche in ein Kloster getreten und — Nonne geworden war.

Die Untersuchung ergab, daß die Kugel, welche das Medaillon zerschmetterte hatte, von dem Ast in dem Stamm eines Eichbaumes, vor welchem der Spanier stand, abgeprallt war und zwar mit einer solchen Kraft, daß sie ihm durch den Rücken fuhr und das Herz durchbohrte.

Ein Roman aus dem Leben.

In Wien dürfte die in einigen Tagen stattfindende offizielle Verlobung des Fräulein Amélie v. B., Tochter eines unserer ersten Bankherren, mit dem unlängst aus dem Orient zurückgekehrten Adoptivsohne eines indischen Nabobs, der als Besitzer mehrerer Millionen gilt, einiges Aufsehen erregen. Amélie v. B. ist bereits eine voll aufgeblühte Rose. Man erzählt sich seit Jahren, daß Amélie nicht heiraten werde; Eingeweihte wollten wissen, daß sie, als sie im Jahre 1870 mit ihrer Gesellschafterin (die Mutter war frühzeitig gestorben) in Baden weilte, sich sterblich in den Hauslehrer ihrer Freundin verliebt, ihm ewige Treue geschworen, und da sie des Vaters Einwilligung nicht erlangen, ja es nicht einmal dahin bringen konnte, daß derselbe ihrem Erwählten eine Unterredung bewillige, sich feierlich gelobt habe, wenn nicht ihm, doch keinem Manne angehören zu wollen. Dr. Manfred B. hatte hernach noch zwei Jahre in Wien gelebt und die Geliebte öfters bei ihrer Freundin gesprochen, doch da er sah, daß sie sich in stillem Gram verzehrte, daß nichts den Starrsinn ihres auf seine Geldsäcke stolzen Vaters brechen könne, sich schweren Herzens entschlossen, die Heimat zu verlassen. „Wir müssen einander meiden, Amélie,“ hatte er, sie mit seinen Küffen bedeckend, gesagt. „Trachte, mich zu vergessen.“ — „Nie, nie,“ versicherte Amélie ihm; „wenn du auch ferne bist, werde ich nur im Gedanken an dich leben“ . . . Sie schieden.

Dr. B. nahm eine Stelle als Reisebegleiter bei einem reichen Jüder, Dr. Blanfet, der am Ganges ausgedehnte Besitzungen hatte. Der Mann war alt,

kränzlich, fühlte sich trotz seines Reichthums unendlich arm, da eine heißgeliebte Gattin und zwei hoffnungsvolle Söhne ihm ein Jahr zuvor durch die Cholera-Epidemie entziffen worden. Auch er wollte vergessen, und in ihrem gemeinsamen Leide schlossen sich die beiden Männer aneinander; es entstand zwischen ihnen ein inniges Freundschaftsverhältnis. Doktor Manfred vertraute dem ältern Manne an, was ihn bedrückte. Jahre vergingen, ohne daß er von Amelie eine Nachricht erhalten; der Gedanke, ob sie noch frei sei oder einem andern angehöre, peinigte ihn Tag und Nacht. Von Algier aus erkundigte er sich darum bei einem Freunde; dieser war gewissenlos genug, ihm auf des alten B. Wunsch, in dessen Hause er als Buchhalter angestellt war, zu antworten, Amelie sei seit zwei Jahren an einen Pariser Banquier verheiratet. Nach Erhalt dieser Nachricht verfiel Dr. Manfred in ein hitziges Fieber; Mr. Blanket pflegte ihn Tag und Nacht; jetzt, da der junge Mann in Lebensgefahr schwebte, ward Mr. Blanket sich erst darüber klar, wie lieb er ihn hatte, und er gelobte sich, falls Manfred genesen sollte, ihn an Sohnesstatt anzunehmen. Manfreds starke Natur siegte. Er erwachte nach schwerer Krankheit zu neuem Leben, ward durch Mr. Blankets Freigebigkeit reich, unermeßlich reich, doch keine Macht der Welt konnte ihn, seitdem er die Geliebte sich als Weib eines andern denken mußte, wieder fröhlich machen. Doktor Manfred fühlte sich fortan wirklich als Sohn des Mannes, dessen Namen er nunmehr führte. Auf seinen Reisen hatte er manche hervorragende Schönheit, manche Frau von Bedeutung kennen gelernt, die sich glücklich geschätzt hätte, sich mit ihm zu verbinden; alle waren ihm gleichgültig. Eine stille, aber jetzt um so heftiger auftretende Sehnsucht zog ihn nach dem Orte seiner ersten Liebe. In der Rück-erinnerung wellte er sich all die süßen Stunden noch einmal zurückzubern, die er einst — zwölf Jahre waren bereits verflossen — mit ihr verlebt. Mr. Blanket und sein Adoptivsohn stiegen in einem der ersten Hotels in Wien ab. Nach Verlauf weniger Stunden wußte Dr. Manfred, daß er mystifiziert worden, daß Amelie v. B. nicht verheiratet sei, im Gegentheil still bei ihrem Vater lebe und alle ihr gemachten Anträge zurückgewiesen habe. Während er nachsann, ob und wie er sich ihr nähern sollte, hatte Blanket sen. bereits seinen Plan gefaßt. Er selbst wollte als Brautwerber seines Sohnes zu Amelies Vater gehen, und da er hoffte, daß der Glanz seiner Millionen eine verständliche Sprache spreche, glaubte er, die Sache leicht ins rechte Geleise zu bringen. Fast schien es, als ob der sonst praktische Mann sich diesmal getäuscht habe. Herr v. B. hörte seinen Antrag ruhig an, sagte aber dann, daß seine Tochter nichts von Heiratsvorschlägen hören wollte, und er es jetzt, da sie nahezu dreißig Jahre sei, aufgegeben habe, sie anderer Meinung zu machen. Schon wollte sich Mr. Blanket zurückziehen, da kam ihm ein rettender Gedanke. „Ich lasse Ihnen die Photographie meines Sohnes,“ sagte er, dessen Bild aus seiner Brieftasche hervorziehend, „zeigen Sie sie, ich bitte dringend, Ihrer Tochter; ich weiß, daß sie die Bewerbung meines Sohnes annehmen wird!“

„Wunderlicher Faß!“ murmelte Herr v. B., nachdem Blanket gegangen, „denkt der durch eine Photographie des Mädchens starren Sinn ändern zu können.“

Er war noch in den Anblick des Bildes vertieft, als Amelie das Zimmer betrat. „Da sieh,“ sagte er, „wie er ein Freier.“ — „Herr des Himmels!“ rief Amelie, nachdem sie einen flüchtigen Blick auf das Bild geworfen. „Manfred! Manfred! Sprich, Vater, ist er hier? War er bei dir? Wie kommst du zu dem Bilde?“ — „Bist du von Sinnen?“ fragte der alte Mann erstaunt. — „Vater!“ rief Amelie in höchster Aufregung, „das ist ja Dr. Manfred B., derselbe, der . . .“ — „Du irrst. Jener war ein armer Teufel, dem ich meine Tochter nie zur Frau gegeben hätte. Dieser aber ist der Sohn eines reichen Plantagenbesizers Blanket, eines mehrfachen Millionärs, der das Recht hat, für seinen Sohn eine Tochter aus erstem Hause zu beanspruchen.“ — „Und du würdest ihm deine Tochter geben?“ fragte Amelie in sichtlich Aufregung. — „Ohne Bedenken.“ — „So eile, ihn von deiner Einwilligung in Kenntnis zu setzen,“ bat die Tochter, und das Bild mit Küffen bedeckend, rief sie: „Ich wußte ja, daß er zurückkehren, daß er seine Amelie nicht vergessen werde!“ Eine Stunde später war das Rätsel zu Aller Befriedigung gelöst. . . Die beiden Väter, die schon die Hoffnung aufgegeben, ihre Kinder je so recht von Herzen glücklich zu sehen, drückten einander stumm die Hände, als sie Zeugen des Donnerausches waren, der die Liebenden beseligte. Der offiziellen Verlobung soll mit thunlichster Beschleunigung die Hochzeit folgen. Das Liebespaar hat ja lange genug aufeinander gewartet, um nicht erst die oft sehr relativen Freuden eines langen Brautstandes durchkosten zu müssen.

Was ist Bogenlicht und was ist Bläulichkeit?

Diese Frage wird mir — so schreibt Julius Stinde im B. T. — gar oft gestellt, seitdem das Interesse an der elektrischen Beleuchtungsfrage ein allgemeineres geworden ist und auch in Berlin allabendlich der Wettstreit zwischen elektrischem und Gaslicht die Leipzigerstraße zu der am schönsten beleuchteten des Kontinents macht. Die Siemens'schen Differenziallampen geben hinreichende Gelegenheit, sowohl in der genannten Straße, als namentlich am Potsdamer Platz die Wirkung des elektrischen Bogenlichtes in seiner Verwendung zur Straßenbeleuchtung zu studieren. Auf der Bühne ist es schon länger heimisch und zwar seit 1849, wo es zuerst als blendende Sonne in Meyerbeers „Prophet“ von sich reden machte, während es später zur Erzielung glänzender Lichteffecte vorzugsweise in Feerien und beim Ballet so häufig zur Anwendung kam, daß es jetzt schon als eine selbstverständliche Alltäglichkeit gilt, sobald es sich über die tanzenden Nymphen ergießt und mit unbarmherziger Helle die Altersfurchen sichtbar macht, welche die Schminke vergebens zu verdecken sucht. Vor dem Bogenlichte hat eben die aufgekleisterte Jugend keinen Bestand.

Das Bogenlicht ist leicht kenntlich an seiner weißen Farbe. Es gleicht dem Mondlicht, obgleich die Mondscheibe mit der Bogenlichtlaterne verglichen gelblich erscheint. Es entsteht dies Licht, sobald der elektrische Strom zwischen zwei sich beinahe berührenden Kohlenspitzen ziemlich weit voneinander entfernt werden. Es bildet sich dann zwischen denselben ein der Entfernung entsprechender Lichtbogen, der aus weißglühenden, feinsten Kohlenteilchen besteht, die von einem Pol zum andern übergehen. Dieses Lichtbogens wegen wird das zwischen zwei Kohlenspitzen entstehende elektrische Licht Bogenlicht genannt. Das Bogenlicht eignet sich vortrefflich zur Erleuchtung großer Räume und bewährt sich ausgezeichnet in Bahnhofshallen, deren Wände und Decke das Licht reflektieren und so zur gleichmäßigen Erhellung des Raumes beitragen. Seine Verwendbarkeit zur Straßenbeleuchtung unterliegt noch der Prüfung, da die Meinungen über dieselbe geteilt sind. In unseren Wohnräumen müssen wir von dem Bogenlichte absehen, weil es zu blendend für die Augen ist, nicht absolut ruhig brennt, häufig summt und ein so intensives Licht über das gewöhnliche Bedürfnis geht. Für häusliche Zwecke dient dagegen das Glühlicht.

Das Glühlicht wird erhalten, wenn ein genügend starker elektrischer Strom durch einen dünnen Kohlenfaden geföhrt wird und diesen zum leuchtenden Glöhren bringt. Wird dies Experiment in der atmosphärischen Luft vorgenommen, so verbrennt der Kohlenfaden fast augenblicklich. Um dies zu verhüten wird der Faden in eine luftleer gemachte kleine Glasgugel eingeschlossen. Eine birnengroße Glasgugel, in der sich ein hufeisenförmig gebogener Kohlenfaden befindet, zu welchem durch die Glaswand zwei Leitungsdrähte aus Platindraht führen, bildet die Glühlampe Edisons, dem es zuerst gelang, eine derartige praktisch brauchbare Lampe zu konstruieren. Je nach der Stärke des Stromes ist das Licht der Lampe gelblich oder weißlich leuchtend. Am zweckmäßigsten ist es, dem Kohlenfaden so viel Elektrizität zuzuföhren, daß er einen klaren goldigen Schein von sich strahlt, der dem Auge ungemein wohlthuend ist und die Gegenstände so erscheinen läßt, wie wir sie auch bei Gaslicht zu sehen gewohnt sind. Die Vorzüge des Glühlichtes vor dem Gaslichte bestehen darin, daß es die Luft nicht verdirbt, da es weder Sauerstoff verbraucht noch unangenehme Verbrennungsprodukte erzeugt und daß es nur eine sehr geringe Wärme ausstrahlt. Außerdem flackert es nicht und ist gefahrloser als jede andere Flamme, da es weder zündet noch Veranlassung zu Gasvergiftungen und Explosionen geben kann. Wer nun glaubt, das Glühlicht solle dem Bogenlicht in Bezug auf Helligkeit Konkurrenz machen, der irrt; es besteht die Aufgabe desselben darin, das Gaslicht zu ersetzen und Annehmlichkeiten zu gewöhren, welche dieses nicht zu bieten vermag.

Ueber den Ocean und seine Bewohner

hielt in vergangener Woche Herr Oberlehrer Dr. Kaiser in Elberfeld einen sehr interessanten Vortrag, den die Elbf. Ztg. folgendermaßen skizziert:

Nach einer Uebersicht über die Verbreitung des Wassers auf der Erdoberfläche und einem kurzen Blick auf die verworrenen Kenntnisse der frühern Zeit von den Tiefen des Oceans besprach er die großen wissenschaftlichen Expeditionen der sechziger und siebenziger Jahre dieses Jahrhunderts, durch welche unsere Anschauungen von der Tiefsee und dem darin herrschenden Leben durchaus berichtigt worden sind. Eine Beschreibung der Lotapparate und der Schleppnetze leitete zur Angabe der mit Sicherheit festgestellten größten Tiefen des Oceans östlich von den Kurilen im Stillen Ocean von 8513 Meter, im Indischen Ocean von 5523 und im Atlantischen von 7085 Meter. Sodann wurde die Formation des Bodens besprochen, der drei Zone unterscheiden läßt, die Küstenregion mit Trümmern des angrenzenden Landes, die Region des Globigerinen-Schlammes in einer Tiefe bis zu 4000 Meter, und in den größten Tiefen die Region des roten Thones. Der Globigerinen-Schlamm besteht zum größten Teil aus den Schalen eines kleinen Tieres niedrigster Organisation aus dem Geschlechte der Wurzelfüßler, während der rote Thon durch Zerföhung von Feldspat entstanden ist. Die reichste Tierwelt lebt auf dem Globigerinen-Schlamm, während sie nach der Tiefe zu, was den Reichtum der Arten und die Größe der Individuen betrifft, allmählich abnimmt. Man findet in den größten Tiefen namentlich Kieselchwämme, Seegurken (Holothurien) und Röhrenwürmer. Während manche Arten im Seichtwasser und in der Tiefe vorkommen, finden sich andere nur in der Tiefsee. Diese haben über die ganze Erde unter allen Breiten denselben Charakter, da sie überall unter denselben Verhältnissen leben, und die Konfiguration des Bodens die unbeschränkteste Freizügigkeit gewährt.

Ueber die Art und Weise, wie die Tiefsee bevölkert worden ist, sind die Meinungen geteilt; am meisten für sich hat die Annahme, daß die Meere ursprünglich seicht waren und sich allmählich vertieft haben, daß im Laufe der Zeiten sich somit die Seichtwasserfauna in eine Tiefseefauna verwandelte, indem sich die Tiere den veränderten Verhältnissen anpaßten. Die Lebensbedingungen der Tiefe sind nämlich von denen des Seichtwassers durchaus verschieden. Zunächst lastet das Wasser auf dem Boden mit einem ungeheuren Drucke; ein Mensch in der Tiefe einer Seemeile hätte den Druck von zehn mit Eisenschienen beladenen Güterwagen auszuhalten. Die Tiere können diesen Druck leicht ertragen, da das Wasser in den Höhlungen ihres Körpers einen Gegendruck ausübt. Dagegen sterben sie, wenn sie herausgeholt werden, und der Druck abnimmt. Die Temperatur ist bei 100 Meter Tiefe in allen Meeren ziemlich konstant + — 5° Celsius, bei 2000 Meter + 2°. Gleichzeitig sind auch die Lichtverhältnisse, da von 400 Meter ab die absoluteste Finsternis herrscht. In Folge dessen sind die meisten Tiefseetiere blind, aber mit reichlichen Tastwerkzeugen versehen. Wenn sich

bei einigen Arten Augen finden, so sind diese als Erbteil aus einer Zeit zu betrachten, in welcher ihre Ahnen noch im Seichtwasser lebten. Auch die Farben fehlen den meisten Bewohnern der Tiefe, wie den Grottentieren; wo sich Farben finden, trifft dieselbe Erklärung wie bei den Augen zu. Was ferner die Nahrung anbetrifft, so herrscht in der Tiefe ebenso wie auf der Erde das Recht des Stärkeren; es gelangen jedoch manche Tierleichen und Pflanzenteile von der Oberfläche zum Meeresgrunde hinab, welche von den Tiefseetieren verspeist werden. Da die tiefsten Schichten auch eine für die Respiration genügende Menge von Sauerstoff enthalten, so sind alle Bedingungen für das Leben der niederen Tiere gegeben welche auch bis in die tiefsten Abgründe hinabsteigen. Redner warf schließlich einen Blick auf die ideale und praktische Bedeutung der Erforschung des Oceans und schloß mit den Worten: Wissen ist Macht. Der Vortrag fand lebhaften Beifall von seiten der zahlreich erschienenen Zuhörer.

Der wievielte Geburtstag?

Die im Leben immer wieder auftauchende Frage, ob der Tag, an welchem ein Mensch beispielsweise das zwanzigste Lebensjahr vollendet, sein zwanzigster oder einundzwanzigster Geburtstag sei, findet durch Ernst Eckstein in der Frankf. Ztg. eine treffende Lösung. Der Zweifel, der hier vielfach obwaltet, beruht auf der Thatfache, daß zwei verschiedene Begriffnuancierungen desselben Wortes nicht auseinandergehalten werden. Das Wort Geburtstag, dessen logischen Umfang jeder sechsjährige Knabe definieren zu können meint, besagt nämlich zweierlei. Einmal — und das ist jene eigentliche und ursprüngliche Bedeutung — heißt es so viel, als der Tag, an welchem jemand das Licht der Welt erblickt hat. Schillers Geburtstag in diesem Sinne ist also nicht der zehnte November schlechthin, sondern der zehnte November 1759, der nur einmal dagewesene Tag, an welchem ihn seine Mutter geboren hat. In diesem eigentlichen, ursprünglichen Falle hat jeder Mensch selbstverständlich nur einen Geburtstag. Wer von einem zehnten oder zwanzigsten Geburtstage spricht, kann daher diesen Sinn des Wortes Geburtstag unmöglich im Auge haben. In der That aber hat das Wort Geburtstag noch einen zweiten, gewissermaßen elliptischen Sinn. Denn der Sprachgebrauch, dem es diese Bedeutung verdankt, beruht auf der logischen Form der Ellipse, der Anslaffung eines begrifflichen Mittelglieds. Der Geburtstag im elliptischen Sinne ist die Wiederkehr des Kalendertages, an welchem die Geburt stattfand. Da nun aber, wenn der Mensch zwanzig Jahre alt wird, diese Wiederkehr in der That zum zwanzigsten Male erfolgt ist, nicht aber zum einundzwanzigsten Male, so ist der Tag, an welchem der Mensch zwanzig Jahre alt wird, als dessen zwanzigster Geburtstag zu bezeichnen, nicht als der einundzwanzigste. Die unlogische Superklugheit, die sich weise vorfindet, wenn sie, von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichend, in diesem Falle vom

einundzwanzigsten redet, begeht ganz denselben Fehler, den ein Schüler begehen würde, wenn er sagen wollte: zwanzig Äpfel und eine Birne, machen einundzwanzig Äpfel. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Verstoß gegen die Logik in dem einen Falle sofort in die Augen springt, im andern jedoch erst durch klares Denken eruiert werden muß.

Ein „weingrüner“ Pfälzer.

Zu Forst, dem Heimatlande des „Forster Kirchenstückes“, der Perle der Pfalz, lebt auch ein alter achtundsiebzigjähriger Weinbauer, der von der Erhaltungskraft des Haardtweines erzählen kann. Seit netto sechzig Jahren nimmt er im Durchschnitte seine zwei Liter selbstgezogenen Weines als Abendtrunk zu sich, nachdem er von fünf oder gar vier Uhr an mit der Hacke und dem Karst in seinen Weinbergen streng und recht gegraben und geordnet hat. Dabei ist er gesund und munter, wie ein Junger, und kennt weder Zahnweh noch Rheumatismus. Nach eigener Einschätzung hat dieser solide Weinvertilger, das Jahr zu 365 Tage angenommen, pro anno 730 Liter Wein hinter die Binde gegossen. Für sechzig Jahre macht das genau 43 800 Liter oder 43 1/2 Stück Wein. Berechnen wir das Stück zu fünfhundert Mark, im Durchschnitt, so hat unser Wiedermann nicht weniger als 21 900 Mark — ohne Zinsen — durch die Rehle gejagt; und dabei ist unser Forster selbstverständlich kein „Trinker“. — Vor einigen Jahren kam besagter Weinbauer zu einem Arzte im nahen Städtchen W. Er klopfte an die Thür. Der Arzt ruft ihn herein. Aber trotz mehrfachem Zureden bleibt unser Mann vor der Thür stehen. Der Arzt müsse ihm eines versprechen, wenn er sich von ihm untersuchen lassen wolle — und er komme das erste Mal in einem Leben zu einem Arzte. Der Arzt weigert sich mehrfach auf solches Ansuchen einzugehen; endlich gibt er nach, um ihn vom Plage zu bringen. „Nun, und was soll ich euch nicht verbieten?“ fragte der Arzt den diktatorischen Kranken. „Den Wein derse Se mer nit verbitte“, war die Antwort unseres greisen Zehners. Gut! — Bei der Untersuchung stellt es sich heraus, daß sich der sechsundsiebzigjährige Patient mit einer etwas starken Portion Leberwurst den Magen verdorben hat. — Er bekommt ein tüchtiges Vomitiv als Karmittel. — Am nächsten Morgen in aller Frühe begegnet unser Doktor dem Patienten mit dem Karst auf dem Rücken, der schon von weitem die Kappe schwingt. „Nun, wie geht's, Alter?“ fragte der ob solcher kurzen Kur erstaunte Arzt den Winzer. „Das Zeug han i' scho' genommen“, meinte der Kranke, „aber gebadt (genützt) hätt's nix, wenn i nit mein' Krug Wein darauf genommen hätt!“ Der weingrüne Pfälzer hatte zuerst das Brechmittel genommen, dies tüchtig wirken lassen und unmittelbar darauf als Nachdosis die zwei Liter Wein aus dem vollen steinernen Krug zu sich genommen. — Er ist seitdem wieder gesund und fidel und behauptet, nach „Ueberstehung seiner Kranket“ müsse er jetzt hundert Jahre alt werden. —

Lassen wir dem „weingrünen“ Pfälzer, der noch heute Tag für Tag nach saurer Arbeit den alten Steintrog mit den zwei Eitern süßen Weines leert, seinen guten Glauben, und wünschen wir ihm, es möge seiner Kehle und seinem Magen der Zweiundachtziger so gut munden, wie die vorausgegangenen Jahrgänge unsers Jahrhunderts. *Prosit in aeternum tempus!*

Die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland und auf der ganzen Erde.

Nach der letzten Volkszählung gestalten sich die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland folgendermaßen: auf je 1000 Einw. kommen:

Länder	Evangel.	Kath.	Juden
Elfaß-Lothringen	195	777	25
Bayern	278	709	10
Baden	347	632	17
Preußen	647	337	13
Württemberg	691	299	7
Hessen	679	288	28
Niedenburg	772	220	5
Bremen	952	34	4
Sachsen-Weimar	963	33	4
Lippe	962	30	8
Waldeck	955	28	15
Braunschweig	967	27	4
Hamburg	925	27	36
Sachsen	970	24	2
Anhalt	973	19	7
Lübeck	976	13	9
Schaumburg-Lippe	974	12	11
S.-Coburg-Gotha	984	10	2
Reuß ä. L.	987	9	1
S.-Meiningen	968	8	9
Schwarzburg-Sondershausen	992	5	3
Sachsen-Altenburg	994	5	—
Reuß j. L.	993	4	—
Schwarzburg-Rudolstadt	995	4	—
Mecklenburg-Schwerin	992	2	5
Mecklenburg-Strelitz	993	2	5
Ganzes Reich	625	360	12,4

Die Tabelle zeigt also im ganzen von oben nach unten eine verhältnismäßige Zunahme der evangelischen und eine Abnahme der katholischen Bevölkerung. Die Bevölkerung der ganzen Erde verteilt sich nach den einzelnen Religionen auf 433 Mill. Christen (131 ev., 210 kath., 92 griech.-kath.), 5% Million Juden, 196 Mill. Mohamedaner, 687 Buddhisten u., 128% andere Heiden (zusammen 1018 Mill. Nichtchristen).

Regellied.

Was grollst Du, mein Liebchen?
Mir wird es im Stübchen,
Mir wird es zu eng in dem dunkeln Haus.
Horch! Hörst Du es rollen?
Laß, Teure, das Schmolten!
Muß heute zum Regeln, zum Regeln hinaus.

Es warten die Freunde,
Zwar heute als Feinde
Zum Streite getrennt doch in friedlichem Harm.
Es fliegen die Regell,
Nach Ordnung und Regel
Zu Boden geschmettert von kräftigem Arm.

Da tritt mit der Kreide
Der Zähler zur Seite,
Die Treffer zu buchen ohn' Arglist und Trug;
Und trocknen die Kehlen
Beim Werfen und Zählen,
So nezt sie der Spieler mit kräftigem Zug.

Laß, Liebchen, das Schmolten,
Das Grämen und Grollen!
Es rollen, es rollen die Kugeln so schön.
Sie fliegen, sie schallen, —
Krach! — Hurrah! gefallen
Sind König und Bauern mit Donnergedröhn.

Bl.

Logogryph.

Begeisterung ist meine Mutter,
Mein Vater ein gewaltiger Meister,
Das Reich, in dem ich walte,
Das Reich der Geister. —
Ein Zeichen vor — bin ich verwandelt;
Als Ungeheuer steh' ich da,
Das mit Euch Menschen wie mit Puppen handelt;
Das Häßliche Euch schön, das Schöne häßlich
macht,
Durch neue Täuschung Eurer Thorheit lacht.
Und doch verehrt mich alle Welt!
Ich bin ihr Herr und selbst der Weise gibt doch Acht,
Daß er mit mir nicht ganz zerfällt.
Doch ach — ein Zeichen nach, und ich bin selbst
zerfallen!

Gestürzt ist meine Majestät!
Wo Grabeslüfte wehn,
Des Lebens Pulse stille stehn,
In halberfallnen Hallen,
Wo die Verwesung mit Verwesung schwanger geht,
Hast Du mich hingebannt!
Nimm hinweg das erste Zeichen wieder,
Dann bin ich froh erlöst und frei;
Mit Jugendmuth stürz ich mich vom Felsen nieder,
In bunte Thäler, wecke Leben,
Nähre Blumen, Baum' und Reben,
Ein Segenbringer für das deutsche Land
Und vieler Völker treues Band.

Auflösung des Rätsels in Nr. 19 des Erzählers:
P a r t e.

Richtig angegeben von Elise K., Heinrich und C. K. in Düsseldorf. Georg H. in Hilden und R. K. in Venrath.